

Simone Barck/Ulla Plener (Hrsg.), Verrat. Die Arbeiterbewegung zwischen Trauma und Trauer, Karl Dietz Verlag, Berlin 2009, 383 S., geb., 39,90 €.

Der vorliegende, von der Rosa-Luxemburg-Stiftung geförderte Sammelband geht auf eine Tagungsreihe zurück, die der Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung zwischen 2003 und 2005 organisiert hatte und sich dem „Verrat“ in der Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts widmete. Der Verratsvorwurf spielte – da sind sich die 31 Beiträge weitgehend einig – in der Arbeiterbewegung, vor allem der kommunistischen, seit jeher eine große, teilweise existenzielle Rolle, sei es nach außen, sei es nach innen: Die SPD war – aus kommunistischer Perspektive – die Verräterpartei schlechthin; in den 1920er Jahren wurde es Usus und Ritual, Abweichler aus den eigenen Reihen des „Verrats“ an den Prinzipien zu bezichtigen, sie zu Unpersonen zu erklären und aus der Gemeinschaft auszustoßen. In der Phase der stalinistischen Säuberungen setzte die paranoide Grundverfassung einer bolschewisierten Partei ihre zerstörerischen Potenziale endgültig frei, ohne die Frage nach der „Schuld“, nach tatsächlicher Abweichung oder Kritik, nun gar zu stellen; in den Parteisäuberungen nach 1945 setzte sich diese Linie – allerdings nur noch vereinzelt mit mörderischer Konsequenz – fort, und auch heute wird die ‚Verratskeule‘ von links mitunter gern geschwungen: So gibt es im Umkreis der Kommunistischen Plattform, wie Jürgen Hofmann in seinem Einführungstext mitzuteilen weiß, Bemühungen, Chruschtschows „Verrat“ an Stalin als antisowjetische Zersetzungsbearbeitung zu stigmatisieren. Hofmann spricht zu Recht von einer „neue[n] Dolchstoß-Legende“ (S. 17), der durch Aufklärung und Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit zu begegnen sei. Diesem Ziel ist das vorliegende Buch verpflichtet.

Am Anfang der Untersuchungen steht die sozialdemokratische Burgfriedenspolitik während des Ersten Weltkriegs, wie diese auch am Anfang des sozialistischen Schismas gestanden hatte. Während Wolfgang Kruse seine Forschungen dahingehend zusammenfasst, dass die Kriegskreditbewilligung durch die SPD-Reichstagsfraktion am 4. August 1914 einen tatsächlichen „Bruch, einen historischen Wendepunkt in der Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung“ markiere (S. 20), so lehnt er es gleichwohl ab, von „Verrat“ zu sprechen – zumal, wie er betont, die sich in Opposition zur MSPD herauskristallisierende, auf dem Prinzip von Befehl und Gehorsam beruhende kommunistische Organisationsform keinen geringeren Bruch darstellte. Auch Ulla Pleners einfühlsames Porträt des Gewerkschaftsführers Theodor Leipart, der die sozialdemokratische Kriegspolitik als Hebel proletarischer Interessenvertretung verstand, kommt zu dem Schluss: „Verrat war das nicht. Die real ablaufende Geschichte, von lebendigen, widersprüchlich denkenden und handelnden Menschen gestaltet, lässt sich selten mit einem einzigen Begriff adäquat erfassen“ (S. 66). Zu Kruses und Pleners sachlichen, gründlich durchdachten und bedenkenswerten Beiträgen stehen die Auslassungen Harald Langes in signifikantem Widerspruch. „Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!“ Inhalt und Folgen eines Schlachtrufs“ lautet das ihm gestellte Thema, wobei Lange selbst von jenen Affekten geleitet scheint, die er zu analysieren vorgibt.

Die Entwicklung der KPD vor 1933 wird von Michael Buckmiller, Harald Jentsch und Horst Helas anhand ihrer „Krisen“ nachgezeichnet: der Levi-Krise 1921, der Brandler-Krise 1923 und schließlich der Wittorf-Affäre 1928. Nachdem mit Paul Levi und Heinrich Brandler die „rechten“ Parteiführer ausgeschaltet worden waren und mit dem Sturz Ruth Fischers und Arakadi Maslows (diese „Krise“ wird seltsamerweise nicht behandelt) auch der „ultralinke“ Kurs abgeblockt worden war, triumphierte, wie Buckmiller schreibt, endgültig das „Prinzip der Prinzipienlosigkeit“ (S. 329). Es ging nun nicht länger mehr um Überzeugungen, für die im innerparteilichen Kampf gefochten wurde, sondern nurmehr um die jeweils aus Moskau vorgegebene „Linie“, und wer nicht schnell genug umschwenkte, lief Gefahr, selbst als „Trotzkist“, „Brandlerist“ oder „Luxemburgianer“ – auf jeden Fall aber als „Verräter“ – gebrandmarkt zu werden. Dieser Prozess der Bolschewisierung, der in Heinz Neumann einen ebenso

wendigen wie intriganten und skrupellosen Exekutor (und schließlich ein weiteres Opfer) hatte, wird anhand der genannten Kampagnen kenntnisreich dargestellt und erläutert.

Als höchst anregend ist der Beitrag Werner Abels über Maria Reese hervorzuheben, die er als „exponierte Tochter des Jahrhunderts der Extreme“ vorstellt (S. 237). 1928 für die SPD in den Reichstag gewählt, trat sie im November 1929 mit Aplomb zur KPD über und wurde die Geliebte des Fraktionsvorsitzenden Ernst Torgler. Nachdem dieser sich nach dem Reichstagsbrand der Polizei gestellt hatte, um seine Unschuld zu erweisen, bemühte sich Reese im Ausland um die Unterstützung der Partei für den Inhaftierten. Doch die groß aufgezogene Solidaritätsaktion war ganz auf Georgi Dimitroff ausgerichtet, und Vorkehrungen wurden getroffen, um Torgler, sobald er, was erwartet wurde, dem Druck nachgeben und ‚gestehen‘ würde, umgehend als „Trotzkisten“ desavouieren zu können. Enttäuscht und verbittert trennte sich Reese von der Partei, lernte durch Ruth Fischer in Paris Leo Trotzki kennen, dessen engstem Kreis sie sich anschloss, und führte, 1935 nach Deutschland zurückgekehrt, ihren Kampf gegen den Stalinismus als Mitarbeiterin der Goebbelsschen „Anti-Komintern“ fort, wobei sie, was zynisch anmutet, ihre mütterliche Freundin Clara Zetkin für die Ziele des Nationalsozialismus instrumentalisierte. An wem nun hat Reese Verrat geübt? An einer Partei, die bei der Rettung ihres geliebten Genossen mitzuwirken ablehnte? An Stalin, von dem sie sich selbst verraten wähnte? An Trotzki, der unter ihrer Abkehr litt? An der kommunistisch-sozialistischen Idee, indem sie als Propagandistin des ‚Dritten Reichs‘ endete? Gar an sich selbst? Dass sie den Weg zu Goebbels über Trotzki fand, machte es der kommunistischen Parteigeschichtsschreibung leicht, sie als „faschistisch-trotzkistische Agentin“ abzustempeln. So einfach, mahnt Abel, sollte und kann man es sich aber nicht machen, und auch Trotzki's Anmerkung zum Fall Reese, dass der Stalinismus nachgerade eine „Pflanzstätte des Renegatentums“ sei, verdient in diesem Zusammenhang Beachtung.

Die Frage, wie man Verrat in Ausnahmesituationen messen könne, stellen sich auch jene Autoren, die das Verratsproblem im Kontext des Widerstands gegen Hitler-Deutschland prüfen. Da sind die Kundschafterin Erna Eifler, deren Schicksal Bodo Uhse in seinem Roman „Die Patrioten“ verarbeitet hat, und der Kommunist Max Hannemann, die unter der Folter die Namen von Genossen preisgegeben haben, was sie für den staatsrasonablen Antifaschismus in der DDR, wie Simone Barck und Hans Joachim Nauschütz herausarbeiten, zu „Verrätern“ machte. Die Linie der KPD/SED war dabei klar umrissen: „Der antifaschistische Widerstand von Kommunisten sollte makellos bleiben, unbefleckt von Schwäche, Inkonsequenz und eben auch: Verrat“, schreibt Siegfried Grundmann zum Abschluss seines aufschlussreichen Beitrags über die Gestapo-V-Männer Adolf Sauter (KPD) und Herbert Kriedemann (SPD), deren Fälle er im Spiegel dokumentierter Quellen rekonstruiert. Sowohl Sauter als auch Kriedemann, in ihren Parteien jeweils mit verantwortungsvollen Aufgaben betraut, haben sich der Gestapo selbst, ohne Zwang angeboten: Im Falle Kriedemanns war es vor allem der Wunsch, aus dem niederländischen Exil nach Deutschland zurückkehren zu können. Dafür war er bereit, detailliert über die Führungsmannschaft der Sopade, die genaue Lage der Grenzsekretariate und Ähnliches Auskunft zu erteilen, was ihn für den nationalsozialistischen Staatsschutz zu einer wertvollen Quelle machte. Nach 1945, als niedersächsischer Landtags-, schließlich als Bundestagsabgeordneter, tat er, unterstützt vom Parteivorstand der SPD, seine Tätigkeit für die Gestapo als raffinierte Camouflage ab. Doch lassen die von Grundmann abgedruckten Gestapo-Akten durchaus Zweifel an Kriedemanns Unschuldsversion zu.

Nachdem Thomas Klein, Wilfriede Otto, Michael Herms und Herbert Mayer in kleineren Aufsätzen Aufbau und Wirksamkeit der Zentralen Parteikontrollkommission der SED, die Säuberungen in SED und FDJ sowie der bundesdeutschen KPD, Entführung und Aburteilung der leitenden Genossen, von denen Kurt Müller nur der prominenteste war, beschrieben haben, gehen Siegfried Heimann und Mario Keßler, in Anlehnung an Hannah Arendts Artikel „Gestern waren sie noch Kommunisten“ von 1953, der Renegatenfrage nach. Während Heimann das Schicksal des französischen Parteintellectualen Paul Nizan nachzeichnet, für den der Hitler-Stalin-Pakt das Ende dessen bezeichnete, das er mit geradem Rückgrat mitzutragen bereit war, und der der Partei seitdem als „Verräter“ galt, macht Keßler Arendts Unterscheidung von „ehemaligen“ und „Ex-Kommunisten“ am politischen Lebensweg Arthur Rosenbergs und Franz Borkenhaus fest. Rosenberg war auch nach seiner Trennung von der KPD Marxist geblieben; Borkenhaus näherte sich sukzessive konservativen Positionen an und endete als dezidiert-kämpferischer Antikommunist. Dabei mahnt Keßler zur Vorsicht beim Verdikt. Den Lebensweg

des Einen als gültig anzuerkennen, den des Anderen aber für ungültig und „verräterisch“ zu erklären, werde der Lebenswirklichkeit der genannten Personen und ihren jeweils eigenen Versuchen, die Erfahrungen mit der kommunistischen Bewegung, von Schauprozessen und Terror zu verarbeiten, nicht gerecht.

Diese Mahnung zur Vorsicht ist es, die als Quintessenz und als Gewinn aus dem Buch zu ziehen ist. Dass diese Mahnung nicht von allen Autoren gleichermaßen beherzigt wird, dass neben spannenden, erhellenden, teilweise exzellenten Beiträgen oftmals unvermittelt ideologisch verbrämte Anklageschriften und Ehrenrettungsversuche für die ach so verkannte DDR stehen, entlässt den Leser mit zwiespältigen Gefühlen. Den Herausgebern wäre zu wünschen gewesen, strengere Kriterien an die auszuwählenden Beiträge anzulegen. Ein anderes Problem stellt die begriffliche Unschärfe des Verratsbegriffs dar: So wird das Thema sowohl unter dem Aspekt der „Herrschaftssicherung“ (Gerhard Kaiser) behandelt, wie es sich in den Kampagnen gegen „Parteischädlinge“ aller Art anbietet, als auch, wie im von Manfred Regin aufgerollten Fall des MfS-Agenten „Freddy“, der mittlerweile als der SPD-Bundestagsabgeordnete Josef Braun identifiziert worden ist, als Geheimnispreisgabe im engeren, nachrichtendienstlich konkreten Sinne. Hier hätte das Thema schärfer eingegrenzt werden müssen. Im Großen und Ganzen überwiegt jedoch das ernste Bemühen, die Verratsproblematik in der deutschen Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts wenn nicht zu lösen, so doch zu benennen und zu weiteren Forschungen einzuladen.

Max Bloch, Bonn

Zitierempfehlung:

Max Bloch: Rezension von: Simone Barck/Ulla Plener (Hrsg.), Verrat. Die Arbeiterbewegung zwischen Trauma und Trauer, Karl Dietz Verlag, Berlin 2009, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 51, 2011, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81234>> [20.5.2011].